

# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Von seinen eigenen, ihn persönlich betreffenden Papieren hatten sie aber nach seinem Tode nichts gefunden, keinerlei Aufzeichnungen, nicht einmal gleichgiltige Briefe und er hatte doch ein so vielbewegtes Leben geführt in der Zeit, der seine Jugend angehört hatte, ein Theilnehmer des Niesenkampfes gewesen, aus welchem Deutschlands Befreiung vom Fremdjoch hervorgegangen war, hatte mit vielen hochgestellten und berühmten Personen in naher Berührung gestanden! Die Söhne wußten, daß er viel geschrieben, sie konnten gar nicht zweifeln, daß er die Erinnerungen seines reichen Lebens für sie, wenn nicht für die Mit- und Nachwelt aufgezeichnet hatte, es wäre auch unrecht gewesen, wenn er es nicht gethan und er hatte gegen Egon, seinen Liebling, auch einmal eine Aeußerung gethan, welche gar nicht anders zu beziehen war. Nach seinem Tode hatte sich aber nichts gefunden: der Schreibtisch, den sie immer als die Schatzkammer seines geistigen Vermächtnisses betrachtet hatten, war fast leer gewesen und Egon glaubte doch, auch das geheimste Fach desselben erspäht zu haben. Hatte der Vater Alles am Schlusse seines Lebens vernichtet oder an einen andern

Ort gebracht, welchen er den Söhnen mit Absicht verschwiegen hatte? Frieder, der treue Diener seines Herrn, den sie darüber befragt, hatte ihnen keine Auskunft geben können und das Räthsel war ungelöst geblieben. Heut, wo Prinz Egon so allein und einsam war, wie seit Jahren wohl nicht, fiel ihm das Alles beim Anblick des alten Schreins wieder ein, er holte sich eine Lampe herbei und setzte sich auf den Armstuhl seines Vaters, der noch vor dem Tische stand und gedachte noch einmal eine gründliche Nachforschung nach irgend einem geheimen Fache, das seiner Aufmerksamkeit vielleicht entgangen war, zu unternehmen. Es zerstreute ihn auch wohl und fesselte seine rebellischen Gedanken, welche sich von einem andern Gegenstande sonst nicht abrufen ließen.

Die Untersuchung ergab kein anderes Resultat als jede frühere; Egon hatte aber in dem Schreibtische jetzt seine eigenen Papiere, welche er nicht stets mit sich führen wollte, aufbewahrt und fing an, nachdem er sich von der Vergeblichkeit seiner wiederholten Nachforschung überzeugt hatte, in seinen Briefen und Schriften zu lesen. Dabei fiel ihm der Brief seines Vaters, einer der letzten, welche er von ihm bekommen hatte, in die Hände, der Brief, in welchem derselbe seinen Sohn von dem Entschlusse in Kenntniß gesetzt, sich wiederum zu vermählen. Egon erinnerte sich noch lebhaft des Eindrucks, welchen diese überraschende Mittheilung auf ihn gemacht hatte; das Blut war ihm heiß in die Wangen gestiegen: der Vater, welcher erwachsene Söhne hatte, schon seit zwanzig Jahren Witt-

wer war, und nun ein Sechziger, wollte noch einmal heirathen! Gewiß war er von der „liebenswürdigen Frau“, wie er schrieb, durch Künste der Coquetterie bethört worden — daß er ihren Namen nicht nannte, war ein sehr übles Zeugniß für sie. Die Beispiele in jüngster Zeit, daß hochgeborene Fürsten sich ihre Gemahlinnen von der Bühne gewählt, sind für Komödiantinnen äußerst ermutigend, ihre Neze und Leimruthen auf Hochgeflügel zu stellen — mag es auch ein alter Adler sein, dessen Horst ihnen wenig Freuden verspricht, sie geben ihren freien Flug ja nicht auf dabei! Egon sowohl als sein Bruder waren fest überzeugt, daß ihr gestrenger Herr Papa eine Theaterprinzessin auf Rhanna heimführen werde; derselbe hielt jedoch seine Autorität in Wahrheit so streng aufrecht, daß keiner von ihnen jemals wagte sich über sein Thun und Lassen irgend eine Bemerkung zu erlauben — so mußten sie sich auch hier schweigend verhalten. Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen; sie erhielten bald darauf die Nachricht von seiner Erkrankung, und nach kurzer Zeit die Aufforderung, welche sie an sein Sterbelager beschied. Hier war von dem Plane, welchen nun der Tod verhinderte, nicht weiter die Rede gewesen, und heut noch schwebten die Söhne im Dunkeln darüber, weil der alte Frieder, der allein in das Vertrauen seines Herrn eingeweiht war, sich auf keine Weise zum Reden bewegen ließ. Egon las den Brief des Vaters noch einmal durch, so aufmerksam, wie er ihn das erste Mal nicht gelesen hatte. Damals war erst der Inhalt, der ihn auf das Unangenehmste überraschte, zu bewältigend für ihn gewesen, ehe er den Worten, in welche derselbe gekleidet war, einige Aufmerksamkeit schenken konnte und später hatte es ihm immer widerstrebt, den Brief nochmals zu lesen: heut erwog er jedes Wort desselben, um daraus ein Urtheil über das Verhältniß zu gewinnen. Als er geendigt hatte, stand er, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, rasch auf und klingelte. Frieder erschien. „Komm her, Alter!“ sagte der Prinz. „Ich weiß jetzt den Namen, mit welchem Du so geheimnißvoll gethan, alle Mitwissenschaft läugnend, obgleich kein Mensch besser als Du um die ganze Angelegenheit gewußt hat. Also keine Ausflüchte mehr, sondern reinen Wein, wie Du ihn mir schuldig bist.“

„Wenn Eure Durchlaucht den Namen wissen,“ antwortete der Jäger bedächtig, „so braucht es keiner weitem Erklärung von mir als Diener, der über solche Dinge nicht mit zu sprechen hat.“

„Aber ich will wissen, wie mein Vater die Be-

kanntschaft gemacht, überhaupt wie sich das Verhältniß entsponnen hat.“

„Gnädiger Herr, wie sich ein solches Verhältniß entspinnt,“ versetzte Frieder, „das werden Sie schon aus eigener Erfahrung wissen.“

Der Prinz wurde von dieser Antwort überrascht, er erröthete flüchtig, was aber der Alte nicht bemerkte. „Du vertheidigst Deine Stellung Schritt für Schritt,“ sagte er, „wie es einem alten Soldaten geziemt. Ich werde Dich aber doch aus Deiner letzten Position werfen und zur Capitulation zwingen. Alle Achtung vor Deiner Treue gegen meinen verstorbenen Vater, aber Du hast doch nun Pflichten gegen Deinen lebenden Herrn und wenn ich Dir nun befehle zu reden?“

„Durchlaucht können das,“ erwiderte Frieder, — „wenn ich Ihnen aber sage, daß ich meinem hochseligen Herrn versprochen habe über diese Sache gar nicht zu sprechen, so werden Sie nicht darauf bestehen, daß ich Ihrem Befehl gehorche. — Wenn Sie den Namen wissen, und sie haben es ja gesagt, daran ist gar kein Zweifel mehr, so sehe ich nicht ein, was Sie eigentlich noch wissen wollen. Sie könnten ja nun, da wir ihr begegnet sind, gleich an die rechte Quelle gehen.“

Der Prinz war bei den Worten des alten Mannes, welcher die Wahrhaftigkeit seines Herrn über allen Zweifel erhaben annahm, noch lebhafter erröthet als zuvor, denn sie enthielten einen verdienten Vorwurf für ihn. Er hatte sich in der That einer Kriegslift bedient, deren er sich jetzt schämte. Als der Alte jedoch von der Begegnung sprach, die es ihm möglich machte, gleich an die rechte Quelle zu gehen, blickte er hoch auf. Sein Scharfsinn hatte sofort die richtige Combination gefunden. Ohne diese Aeußerung würde er lächelnd seiner „Bonne“, wie auch er zuweilen im Scherz den alten Frieder nannte, gestanden haben, daß er nur auf den Strauch geschlagen, um ihn herauszulocken; nun es ihm aber wirklich gelungen war den Alten im festen Glauben an ihn zu einem unvorsichtigen Worte zu verleiten, nahm er den Vortheil wahr und entschlug sich allzu gewissenhafter Scrupel.

„Ich könnte freilich bei der Gräfin Hohenwerth Alles erfahren,“ sagte er, seine Vermuthung mit großer Zuversicht als Gewißheit annehmend. „Aber Du siehst doch wohl ein, Frieder, daß für mich als Sohn die Angelegenheit eine höchst delicate ist und ich mich der Dame nicht ohne die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse nahen darf, wenn ich nicht in peinliche Verlegenheiten kommen will. Ein Anderes wäre es, wenn

der Graf Hohenwerth mitgekommen wäre, aber Du sagtest ja, es sei nur die Gräfin gewesen.“

Der alte Frieder sah nun seinerseits den Prinzen starr an. — „Der Graf, Durchlaucht?“ entgegnete er. „Der ist ja lange todt — wie wär's denn sonst möglich gewesen? Aber lassens mich aus, gnädiger Herr. Ich möchte nicht gern mein Versprechen durch ein oder das andere dumme Wort brechen.“

„Dazu will ich Dich auch nicht verführen, wenn es einmal so steht,“ sagte der Prinz. „Ich werde mich denn auf gut Glück mit der Gräfin Hohenwerth verständigen.“

„Hohenwehr, gnädiger Herr, nicht Hohenwerth. Die Schwerter im Wappen sollen die Wehr bedeuten, wie mir ihr Diener gesagt hat.“

„Richtig! Ich habe mich nur versprochen, Alter. Sage mir nur noch aus, wodurch Du nicht im Geringsten Dein Versprechen verletzest: ist die alte Dame umgänglich, freundlich?“

„Alte Dame, sagen Durchlaucht?“ rief der Jäger. „Aber sie ist ja eine Frau in den Dreißigern, Durchlaucht, man kann sie für noch viel jünger halten, wenn man sie sieht!“

„So! Das wußte ich freilich nicht!“ erwiderte der Prinz und ging, von dieser Eröffnung seiner Combination unsicher geworden, ein paar Mal auf und ab. Ihm hatte eine etwaige Tochter der Gräfin vorgeschwebt oder eine Verwandte, nun schien die Gräfin selbst der Gegenstand jener Winterliebe seines Vaters gewesen zu sein. Weiter zu fragen und den treuen Mann zu mehr Verletzungen seines Wortes zu verlocken, hielt er nun doch für Unrecht; er begnügte sich damit, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben und beschloß die Angelegenheit, welche durch die heutigen Aufschlüsse ein erhöhtes Interesse gewonnen hatte, bis auf den Grund zu verfolgen. Sie konnte dazu dienen ihn zu zerstreuen und seine Gedanken, die sich nur allzu schmerzlich mit einer verlorenen Hoffnung beschäftigten, in eine andere Bahn zu lenken. Er entließ jetzt den Jäger für den ganzen Rest des Abends, bis er sich in das Schlafzimmer zurückziehen werde und gab sich nun seinen Gedanken hin. Es war seine Absicht gewesen einige Tage in Rhanna zu bleiben, um dadurch der Verpflichtung überhoben zu sein, auf der Assemblée beim Minister Zellerstein und auf dem letzten Hofballe zu erscheinen, ja er hatte schon halb den Entschluß gefaßt seinen Urlaub freiwillig abzukürzen und baldigst nach seinem Stationsorte zurückzukehren. Was ihn dazu bewogen hatte, war zu demüthigend für ihn: es war das Ge-

fühl der Zurücksetzung, wie es ihm in seiner bevorzugten Stellung noch niemals genahet war; ihn tröstete nur Eins dabei, daß er sich nicht schon verrathen oder gar ausgesprochen hatte. Das Letztere war nun ganz unmöglich geworden, aber die Unsicherheit, ob er sich nicht dennoch verrathen könne, hatte ihn bewogen Alles zu vermeiden, was ihn dieser Gefahr aussetzte und darum war er hier. Jetzt schien sich durch die Entdeckung, welche er heut gemacht, in seinen Ansichten eine Aenderung vorzubereiten. Der Zufall hatte ihm die Möglichkeit geboten, sich mit den letzten räthselhaften Verhältnissen seines Vaters vertraut zu machen; er wußte, wer die Frau war, die ihm als Stiefmutter zugebacht gewesen, sie war jedenfalls in der Residenz, er konnte sie dort auffuchen: ihre Beziehung zu seinem Vater gab ihm ein Recht sich ihr vorzustellen. Daß sie noch so jung und nach der Aeußerung Frieders gewiß schön war, gab der Phantasie des Prinzen auch hinreichende Beschäftigung. Er beschloß daher morgen wieder nach der Stadt zu fahren und diese Angelegenheit zu verfolgen: das zwang ihn ja nicht, sich den Verbindlichkeiten gegen den Hof und den Minister, von denen er sich schon losgesagt hatte, von Neuem zu fügen. Als er sich zur Ruhe begab, kündigte er dem alten Diener seinen Entschluß an und hielt es für nöthig denselben zu motiviren, da er sich heut erst dahin ausgesprochen hatte, daß er wenigstens vier bis fünf Tage hier bleiben werde. Der Alte hatte zwar kein Recht danach zu fragen, aber Prinz Egon war noch immer nicht dazu gelangt sich gegen ihn ganz auf den Standpunkt des Herren zu stellen, der nur befiehlt ohne eine Erklärung zu geben. Er sagte ihm also, daß er die Gräfin Hohenwehr kennen lernen wolle, die doch wahrscheinlich einige Zeit sich hier aufhalten werde. Diese Mittheilung machte auf den Diener offenbar einen unangenehmen Eindruck: er zuckte mit den Augenbrauen und sah seinen jungen Herrn besorgt an. Der Prinz achtete aber nicht darauf, da er sich etwas schämte, seinen Befehl gleichsam zu rechtfertigen und deshalb Frieder nicht in das Auge gefaßt hatte.

„Die hat Verwandte hier!“ warf er halb fragend hin.

„Den Herrn Minister von Zellenstein,“ erwiderte Frieder. — „Ich möchte mir aber die Frage erlauben, wozu Sie eigentlich die Frau Gräfin kennen lernen wollen: es kann Ihnen doch so gar nichts helfen!“

„Das ist meine Sache, ma bonne!“ versetzte der Prinz, und da der Alte von dieser ersten Abfertigung betroffen schien, fügte Egon, der sich nun einmal gegen

ihn ermannet zu haben glaubte, rasch hinzu: „Ich habe mich überhaupt nie zu verantworten! Um neun Uhr morgen früh den Wagen!“

Frieder sagte kein Wort, stellte sich vielmehr, gewissermaßen instinktmäßig, in straffe militärische Postur, wie er sie vielleicht seit seiner Entlassung vor vielen Jahren nicht mehr angenommen hatte. Dem Prinzen entging das nicht und that ihm nun leid; er kämpfte aber diese weichliche Regung, wie er sie nannte, mit erzwungener Verhärtung nieder und ließ, ohne weiter von der Sache zu reden, die gewohnten Handreichungen beim Entkleiden thun.

„Gute Nacht, Alter!“ sagte er dann doch mit der frühern Freundlichkeit. In der Erwiderung Frieders konnte ihm der bebende Ton verrathen, welchen Eindruck sein hartes Wort auf ihn gemacht hatte. Doch ließ er ihn gehen, ohne es wieder gut zu machen. „Es ist nur der erste Schritt, der etwas kostet!“ tröstete er sich mit dem bekannten französischen Sprichworte. „Einmal mußte das geschehen; das ganze Verhältniß, von den Knabenjahren übertragen, war unschicklich und machte mich vor der Welt lächerlich. Gefällt es ihm nicht, nun, so hat mein Vater ja für ihn reichlich gesorgt: er braucht nicht zu dienen.“

## 3.

„Deine beiden Löwinnen sind also hier?“

„Ja, Herr Bruder, und Du wirst sie morgen bei mir sehen. Schade, daß Dein Nefse nicht mehr hier ist, er könnte sie vielleicht trennen und so dem unnatürlichsten Bande, das die Welt je gesehen hat, ein Ende machen.“

„Laß Dir den Löwenjäger Gerard aus Algier kommen!“ erwiderte der General lachend. „Mein Kuno kann es mit zwei Wüstenköniginnen auf einmal nicht aufnehmen. — Ist aber das Band zwischen Mutter und Tochter ein so unnatürliches? Lieblos, nicht wahr, von der einen, unkindlich von der andern Seite! Man kennt das schon in unserer sogenannten großen Welt, unnatürlich mag es sein, selten ist es leider nicht.“

„Hier liegen die Dinge anders, Herr Bruder. Weder Liebe noch Kindlichkeit fehlt, jene ist zwischen Beiden schwärmerisch bis zum Fanatismus! Aber die Weihe, das wahre heilige Verhältniß zwischen Mutter und Kind — nun Proß, Du wirst ja selbst urtheilen, schon nach den äußern Anzeichen! Wie mag es erst sein, wenn man die Tiefe des Borns ergründet!“

„Ich habe den Vater gekannt und eine Campagne

mit ihm gemacht,“ entgegnete der General. „Er war ein tüchtiger Soldat, ein Mann von Ehre und strengen Grundsätzen. Ich bin gespannt darauf seine junge Wittwe und seine Tochter kennen zu lernen, da Du eine so wunderliche, mir unverständliche Schilderung von ihnen entwirfst. — Es scheint Dir unangenehm zu sein, daß sie doch noch zu rechter Zeit eingetroffen sind, um auf Deiner Assemblée zu erscheinen, wenigstens äußerlich Du neulich, daß Du sie ihretwegen gern ausfallen lassen möchtest.“

„Der Grund, den ich dazu hatte, ist seit der Zeit weggefallen,“ erwiderte der Minister. „Ich wollte ein unangenehmes Zusammentreffen meiner Cousine mit dem jungen Prinzen Westerbeld vermeiden — seine verstorbener Vater hatte ihr nämlich kurz vor seinem Tode seine Hand angetragen. Aus der Vermählung ist wegen seines schnellen Ablebens nichts geworden, aber Du begreifst, daß es meiner Cousine, wie dem Sohne ihres greisen Verlobten peinlich gewesen wäre sich zu begegnen, da sie sich bis jetzt nicht gesehen haben und dem Prinzen die Stiefmutter gewiß keine angenehmen Gefühle erregt hat.“

„Welche Thorheit von dem alten Fürsten! Und die junge Frau, wie hat sie sich durch die Eitelkeit, Fürstin zu heißen, so verblenden lassen können, da sie, wie Du sagst, sehr reich und klug ist?“

„Was willst Du, Proß,“ entgegnete der Minister. „Es wäre nur eine Wiederholung ihrer ersten Wahl gewesen. Ihr Mann, den Du ja gekannt hast, war wenigstens vierzig Jahre älter als sie und sie besaß ein bedeutendes Vermögen, erfuhr durch ihn keine Rang-erhöhung, da sie selbst aus einem reichsgräflichen Hause ist. Sie hat nun einmal eine Passion für alte Männer — von unserm Standpunkte aus, lieber Herr Bruder, müssen wir das einen soliden Geschmack nennen, den nicht jede ihres Geschlechts theilt. Vielleicht findest Du jetzt Gnade vor ihren Augen, Adolf, und es gelingt ihr, eine verlorene Seele, ich meine einen Hagestolz, zu retten.“

„Du machst mich wahrhaftig gespannt diese Frau kennen zu lernen,“ sagte der General lächelnd. „Was Deine Hoffnung für meine arme Seele betrifft, so gieb sie auf. Ich gehöre zu den Unrettbaren. Was ich in der Welt gesehen habe, macht mich nicht eben lüftern meine lange Jahre behauptete Freiheit noch auf meine alten Tage in die Schanze zu schlagen. — Von der Tochter hast Du mir noch nicht viel gesagt, oder gehört sie zu den Duzendbilderchen, wie sie heut auf allen Plätzen des großen Frauenmarktes floriren?“

„Schäme Dich mit Deinen türkischen Ansichten!“ versetzte Zellenstein. „Meine Frau wird sich bedanken, daß sie auch Dir keine bessere Meinung von der Ehe abgewonnen hat. Ueber Diana könnte ich Dir viel sagen, aber ich will Deinem eigenen Urtheil nicht vorgreifen, da Du sie nicht bloß auf dem Parquet des Salons, sondern hoffentlich auch bei uns im Familienkreise sehen wirst. Ich wiederhole es Dir: Schade, daß Dein Neffe nicht hier ist, woraus Du schon absehen kannst, wie ich über sie denke — denn ich würde Deinem Kuno wahrlich keine Verbindung ansinnen, welche seiner nicht würdig wäre.“

„Ich weiß, daß Du es gut mit ihm meinst,“ erwiderte der General. „Aber Kuno läßt sich überhaupt schwer berathen, er hat seinen eigenen Kopf und geht seine eigenen Wege. Was Du mir wegen Deiner Frau gesagt hast, da bedarf ich wohl keiner Entschuldigung: Du weißt, wie ich sie verehere, aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Im Ganzen kann ich ihretwegen meine Meinung nicht ändern. — Der junge Westerbeld wird also, wenn ich Dich recht verstanden habe, nicht auf Deiner Assemblée erscheinen?“

„Er muß Ordre erhalten haben sich bei seinem Regiment einzufinden, denn er hat plötzlich Abschiedskarten abgeben lassen. Die böse Welt behauptet freilich, er sei durch hinterlistige Anschläge auf seine Freiheit verschleht worden, die hier etwas unvorsichtig zu Tage getreten sind.“

„Wie so denn?“ fuhr der alte Soldat etwas heftig auf. „Es wird wohl bald kein Mensch vor Verdächtigung in unserer verfluchten Zeit der Politik sicher sein?“

„Beruhige Dich! Es war kein politischer Anschlag, sondern eine zarte Sorge für sein Herz. Grade herausgesprochen: die gute Frau von Ruhl hatte ihm die Hand ihrer lieblichen Irene zugedacht, der edle Prinz ist aber durch die Netze gebrochen. So flüsterte man sich wenigstens zu.“

„Wer hat es denn Dir zugeflüstert?“ fragte Proß barsch. — „Nun, ich kann mir schon denken und ich will Deiner Frau keinen Vorwurf machen: was kann sie dafür, daß sie eine Frau ist! Weiß Gott, ich bin kein Weiberfeind, aber wenn man so mit ruhigen Augen ihrem Treiben zuschaut — verzeihe, lieber Bruder, Deine Frau nehme ich immer aus!“

Der Minister mochte diese Ausnahme nicht ehrlich gemeint finden, er bot dem alten Freunde mit ernstem Gesicht eine Priße und änderte das Thema des Ge-

sprächs, indem er etwas gewaltsam die neuesten Nachrichten aus Amerika erzählte, welche eine baldige Beendigung des furchtbaren Bürgerkrieges versprachen.

„Zum wievielften Male?“ fuhr der General wieder auf. „Da habt ihr Militärfeinde — Du gehörst auch dazu, Zellenstein, weil Du als Finanzminister uns jeden Heller unsers Etats streitig machst! — da habt ihr die ganze miserable Probe auf einer Rechenexempel mit der Volksbewaffnung und dem Milizheere! Warum dauert dieser Krieg mit so ungeheuren Armeen und einem Menschenverbrauch, wie er dem ersten Bonaparte Ehre machen würde, nun so lange, bringt unsägliches Elend in Tausende von Familien, verschlingt Millionen über Millionen Kapital und ruiniert die Volkswohlfahrt nicht bloß drüben jenseit des Oceans — ? Weil es keine Soldatenheere sind, weil sie keine Offiziere haben, welche die Truppen, keine Feldherrn, welche den Krieg zu führen verstehen! Darum kein entscheidender Schlag, der den Gegner zu Boden wirft, daß er sich nicht wieder erheben kann, darum die graufige Menschenschlächterei ohne Ende und ohne Erfolg. Sage das Deinen Fanatikern für Miliz!“

Der alte Soldat saß auf seinem Streitroß und Herr von Zellenstein wußte, daß er dann nicht mit sich sprechen ließ, ohne hitzig zu werden. Er versuchte also die Unterhaltung nochmals und nun auf ein ganz unverfängliches Gebiet zu spielen, nämlich das Theater, von welchem Proß ein großer Verehrer war. Aber es wollte heut nicht glücken; der General hatte sich auf den amerikanischen Krieg verbissen und unterwarf die dortigen Heerführer von Scott und Mac Clellan bis Beauregard und Lee der herbsten Kritik, bis er plötzlich, als Zellenstein ganz verstummt war, den Hut ergriff und mit kurzem Abschiede fortging.

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Nach einem Schüler.) Im Jahre 1760 lebte zu Tremblay, einem kleinen Dorfe in der Bretagne, ein mürrischer, altlicher Magister nebst einem Schüler, der es nicht lassen konnte, die Obstbäume des Lehrers zu plündern, so daß die Beiden sehr schlecht mit einander auskamen. Nachdem der Schulmeister die Streiche des Knaben mit allen erdenklichen Mitteln bestraft hatte,



Desfontaines brauchte bald darauf nicht mehr die unschuldige Bosheit zu begehen, dem alten Job seine neuen Erfolge anzuzeigen, denn nicht lange nachher starb der Magister und wurde auf Kosten seines vormaligen Schülers begraben. Was würde er gesagt haben, hätte er noch erfahren, daß René von der Regierung auf eine wissenschaftliche Reise nach Tunis und Algier geschickt wurde?

Desfontaines erfüllte diese Mission vollständig und brachte eine wundervolle Ausbeute von Pflanzen mit, als er nach zwei Jahren voll Mühe und Anstrengungen aus Africa heimkehrte; er wurde dafür zum Professor am Jardin des Plantes ernannt. Von dieser Zeit an lebte er ganz seiner Leidenschaft für die Botanik und entsagte der Medicin vollständig. Sein Leben verfloß unendlich friedlich, ohne Ereignisse und ohne Aufregung, seine Vorlesungen waren außerordentlich besucht, und er würde wohl kaum das Grollen der Revolution um ihn herum bemerkt haben, wenn diese Revolution nicht einige seiner Freunde sehr unsanft verührt hätte.

Der Geologe Ramond und der berühmte Cheritier wurden als Girondisten in's Gefängniß geworfen; da eilten Desfontaines und Thonin zum Revolutionstribunal, sprechen dort im Namen des Vaterlandes für die beiden Gefangenen und sagten, daß Frankreich und die Wissenschaft ihrer bedürften, da nur sie allein im Stande seien, gewisse von ihnen begonnene Arbeiten zu vollenden, die Frankreich zum Ruhme gereichen würden. Die Jacobiner verstanden die Gelehrten nicht, aber sie ließen ihre Beute fahren und das war die Hauptsache. Die beiden Botaniker nahmen ihre geretteten Freunde mit sich und verbargen sie im Jardin des Plantes, bis die Schreckensherrschaft vorüber war.

Desfontaines wurde später zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und heirathete 1814 ein junges Mädchen ohne Vermögen, die ihren Gatten, obwohl er schon über 60 Jahre alt war, doch von Herzen liebte und sehr glücklich machte. Dieses Glück vermehrte sich noch durch die Geburt einer Tochter und Desfontaines fühlte sich wie im Paradiese, als eine schreckliche Katastrophe all sein Glück vernichtete.

In Folge eines zweiten Wochenbettes wurde seine Frau wahnstünnig und der arme Greis war genöthigt sich von ihr zu trennen, auf die er alle Hoffnung seines Alters gesetzt hatte; er fühlte sich nun einsamer als je zuvor. Doch war er noch nicht am Ende seiner Prüfungen angelangt, denn nach und nach wurden seine Augen immer schwächer, bis er zuletzt ganz erblindete und ihm kein anderer Trost blieb, als sich in die Gewächshäuser führen zu lassen, wo er mit zitternden Händen die Blätter befühlte und glücklich war, wenn er eine Pflanze erkannte und nennen konnte.

Am 23. November 1833, 50 Jahre nach seinem letzten Briefe an Magister Job, endete das lange und reine Leben des gelehrten Desfontaines, nachdem er verlangt hatte, daß seine Tochter ihre auf den nächsten Tag festgesetzte Hochzeit nicht um einen Tag aufschieben möchte.

F.

(Der Magnetismus vor Gericht.) In Lyon fand man vor Kurzem an allen Straßenecken einen gedruckten Prospect angeschlagen, der noch überdies an alle Bewohner der umliegenden Dörfer vertheilt wurde und folgendermaßen lautete:

„Herr Isidor Baumer, Metaphysiker, ist nach langwierigen und fruchtbaren physikalisch-physiologischen Studien zu unschätzbaren Entdeckungen in der Chiromantie, Phrenologie und dem thierischen Magnetismus vorgegangen; er ist Professor dieser noch so wenig kultivirten Wissenschaften. Er widmet seinen geschätzten Besuchern seine Kräfte sowohl zur Voraussicht der Zukunft, als zur Bestimmung des individuellen Charakters und der natürlichen Anlagen. Das Cabinet des Herrn Baumer, Place Morand Nr. 20, ist den ganzen Tag über geöffnet. Man findet dort eine Somnambule, welche durch den unendlichen Fortschritt, den er dem Magnetismus gegeben, sowie durch eine Reihe neuer Entdeckungen im Gebiet der Nervenenthätigkeit, auf die höchste Potenz eines in diesem Maße noch nie dagewesenen Hellschens gebracht worden ist. Consultationen in französischer, italienischer und spanischer Sprache. — NB. Phrenologie, Chiromantie und Magnetismus beanspruchen ebensowohl das Vertrauen, als sie zur höchsten Discretion verpflichten.“

Durch diese pomphaste Anzeige ließ sich unter Andern auch die ehrsame Bäckerin Coquart bestimmen, bei dem allwissenden Herrn Baumer Nachrichten über ihr verschwundenes Portemonnaie einzuziehen. Das Vertrauen hatte sie, zur Discretion schien sie sich jedoch weniger verpflichtet zu fühlen, wenigstens erzählte sie vor Gericht nachstehende Geschichte: „Mein kleiner Jules, ein Bäckchen von sieben Jahren, spielte neulich mit meinem Portemonnaie, welches 70 Francs enthielt, und verlor es. Die Polizei wußte mir nicht zu helfen; da bekam ich zum Unglück die Adresse des Wahrsagers in Lyon, der Alles wissen sollte. Ich gehe also hin, Place Morand Nr. 20 im ersten Stock, da war Alles ganz schön eingerichtet mit Spiegeln und Teppichen. Man führt mich in ein Zimmer, wo eine junge Dame saß, sehr elegant gekleidet; da ist sie ja wieder, die da, auf der Bank neben dem Wahrsager! Dieser Herr ließ die Dame sich auf's Sopha legen, zog seinen Rock aus und machte solche Zeichen und Grimassen und wunderliche Bewegungen mit beiden Armen, heilige Mutter Gottes! daß ich in die größte Angst gerieth. Diese Dame sagte dann mit einer ganz kuriosen Stimme, meine 70 Francs stecken in dem Strohsack eines Dienstmädchens in der Nachbarschaft. Dann wurden mir fünf Francs für das Wahrsagen abverlangt und ich ging nach Hause. Dort erzählte ich die Sache dem Herrn Maire; dann ließ dieser bei dem Dienstmädchen meiner nächsten und einzigen Nachbarin visitiren und man fand nicht einen rothen Heller. Meine fünf Francs hatte ich gesehen, meine 70 Francs auch! Und als Zugabe noch den Zorn meiner Nachbarin. Acht Tage darauf fanden wir zehn Francs in unserem Hof unter dem Stroh das war doch noch etwas, und ohne Wahrsager!“

Präsident: „Süßen Sie sich, künftig Ihre Nachbarn auf die Angaben von Somnambulen hin zu verklagen! Man rufe den zweiten Zeugen.“

Bächter Pegot: „Vor drei Wochen kamen in unserer Abwesenheit ein Armband und zwei Ringe von Gold abhanden. Nachdem wir Alles vergeblich durchsucht, hielten wir die Schmuckfachen für gestohlen und ich entschloß mich, diesen Herrn da aufzusuchen, dessen Prospect ich gelesen, aber nicht verstanden hatte. Nach vielerlei Grimassen sagte mir die Dame, meine Goldsachen lägen in der Asche meines Heerdes. Ich gehe heim, wühle die Asche durch und durch und finde nicht die Spur. Meine fünf Francs, die ich hatte bezahlen müssen, waren schlecht angelegt. (Zum Publikum): Lachen Sie nicht so, es kann Ihnen grade so gehen wie mir! Ich hätte es freilich nicht thun sollen, denn unser Herr Pfarrer, Gott segne ihn! der keine 100 Sous für einen guten Rath nimmt, hatte mir schon oft gesagt, ich solle diesen Wahrsagern und gottlosen Menschen kein Wort glauben. Auch unser Polizeikommissär, Herr Baujolin, hatte mir gesagt, diese Leute lügen ganz infam; aber was will man machen! Jeder muß erst durch Schaden klug werden.“

Präsident: „Sie haben aber doch Ihre Goldsachen wieder gefunden?“

Pegot: „Freilich, Herr Präsident. Aber nicht in der Asche, sondern in einem alten Kleiderschrank, wohin sie verlegt worden waren, denn meine Frau räumt gern auf, und da kommt so etwas manchmal vor.“

Präsident: „Angellagter Baumer, Sie sind aus der Normandie; sind Sie schon einmal verurtheilt?“

Baumer: „Es ist das erste Mal, daß sich die Justiz gegen meine Wissenschaft wendet.“

Präsident: „Es ist zu bedauern, daß es nicht schon früher geschah! Sie treiben praktischen Magnetismus; thun Sie das in gutem Glauben?“

Der Angellagte erhebt sich mit Würde, entrollt ein mit kabbalistischen Charakteren beschriebenes Papier und erwiedert: „Ich kann Ihnen beweisen, meine Herren, daß Magnetismus, Phrenologie und Chiromantie sehr ernste und positive Wissenschaften sind, daß sie mir bedeutende Fortschritte verdanken. . .“

Präsident: „Ersparen wir uns die Beweise, wir kennen den ganzen Werth solcher Phrasen. Hier handelt es sich allein darum, ob Sie einen Betrug begehen, indem Sie eine Macht vorpiegeln, welche Sie nicht besitzen.“

Der Angellagte: „Ich errathe zwar nicht die Zukunft, aber ich enthülle die Vergangenheit und Gegenwart, das heißt, nicht ich, sondern meine Somnambule.“

Präsident: „Sie hat allerdings genau errathen, wo die 70 Francs und die Schmuckfachen dieser Leute sich befanden!“

Der Angellagte: „Sie haben die Sachen ja gar nicht verloren.“

Präsident: „Dann hätten Sie oder die Somnambule gleichwohl wissen müssen, wo die Sachen waren, wenn es nach Ihren Worten gieng.“

Baumer: „Das ist nicht so leicht, als man glauben mag!“

Präsident: „Wer glaubt es denn auch? Weber Sie selbst

noch sonst Jemand auf dieser Erde vermag wirklich wahrzusagen! Und Sie, Angeklagte Lacroix, errathen Sie vielleicht die Zukunft?“

Fräulein Lacroix, eine nicht ungraziöse Dame von etwa 25 Jahren, mit langen Schmachtkloden, entgegnet: „Wenn ich schlafe, weissage ich; wenn ich aber erwache, weiß ich kein Wort mehr davon.“ (Allgemeine Heiterkeit im Publikum.)

Das Gericht giebt den Beiden eine gelinde Lektion, indem es sie für ihre Prophezeibungen zu sechztägigem Gefängniß verurtheilt. —

(Maria Stuart wie sie wirklich war.) Ein kürzlich aufgefundenes Buch unter dem französisch-englischen Titel: „Inventaires de la Roynie Descosse Douairière de France. Catalogues of the Jewels, Dresses, Furniture, Books and Paintings of Mary Queen of Scots. Edinburg, 1556 bis 1569“ giebt Nachrichten und Urkunden über die Garderobe und Hauseinrichtung der unglücklichen Königin Maria Stuart im Holyrood-Palast. Eine große Rolle unter den Toilettenartikeln der Königin spielten ihre Perrücken, deren sie eine beträchtliche Anzahl von verschiedenen Farben besaß, wiewohl noch nicht so viele, wie ihre Feindin, die Königin Elisabeth, welche achtzig Perrücken ihr Eigen nannte. Die königlichen Reifröcke konnten sich sichtlich mit den heutigen Crinolinen messen, denn sie waren zum Theil neun englische Ellen weit. Ihre Hofhaltung in Holyrood war, den Inventarien nach zu schließen, äußerst luxuriös, während ganz Schottland in tiefer Armuth und halber Barbarei steckte und selbst die höheren Klassen der Gesellschaft fast nur in Thierellen gekleidet gingen. Merkwürdig war die Bibliothek der klassisch gebildeten hohen Dame; sie enthielt mehr griechische als lateinische Autoren, daneben französische, italienische und spanische, aber nur zwei oder drei englische Bücher. Maria's Lieblingslectüre waren Geschichtswerke und theologische Controversschriften.

Die Haare der Königin kräuteten schon in ihrem 35. Lebensjahre, darum schnitt sie dieselben kurz ab und steckte sie unter eine Perrücke. So kam es, daß, als nach ihrer Hinrichtung in Fotheringhay der Nachrichten ihr Haupt emporhalten wollte, ihm die Perrücke in der Hand blieb und das Haupt mit den kurzen grauen Haaren zu Boden fiel. Sie war damals 46 Jahre alt, ganz gealtert, und wohl vermögend durch ihr Unglück die Sympathie politischer Freunde, aber keineswegs mehr die Liebesleidenschaft eines Mortimer zu entzünden und ihn zu Worten zu begeistern, wie:

„Ja, glühend, wie sie hassen, lieb' ich Dich!  
 Sie wollen Dich enthaupten, diesen Hals,  
 Den blendend weißen, mit dem Beil durchschneiden.  
 O, weihe Du dem Lebensgott der Freuden  
 Was Du dem Hasse blutig opfern mußt!  
 Mit diesen Reizen, die nicht Dein mehr sind,  
 Beselige den glücklichen Geliebten!  
 Die schöne Locke, dieses seidne Haar,  
 Verfallen schon den finstern Todesmächten,  
 Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umflechten! —